ALESSANDRO AINO

Bis dass die Erinnerung euch scheidet

Leseprobe

Roman

BERNSTEIN



Alessandro Aino wurde 1988 in Apulien geboren. Für sein Studium (Kommunikation und Marketing) zog er nach Mailand, wo er bis heute lebt und arbeitet. Sein erster Roman »Finché memoria non vi separi« erschien im März 2021 im italienischen Verlag Scatole Parlanti (Verlagsgruppe Utterson).

ALESSANDRO AINO

Bis dass die Erinnerung euch scheidet

Roman

Aus dem Italienischen übersetzt von

KARIN KRIEGER

Bernstein-Verlag www.bernstein-verlag.de © 2024 | Bernstein-Verlag GbR, Gebr. Remmel Alle Rechte vorbehalten Cover: Unter Verwendung eines Ausschnitts des Buchtitelmotivs von © Kevin Foote ISBN 978-3-945426-75-3 Hinter der Terrasse mit den Gardenien, dem Immergrün und dem wilden Wein, der Glockenturm einer Kirche, der Dom und die Alpen, deren klare Spitzen in den leichten Himmel eines Spätfrühlingsmorgens stachen. Vor den Doppelfenstern mit den geschlossenen Vorhängen ein Raum im Schatten, ein Rollkoffer auf dem Boden, ein Küchentisch, darauf eine Tasse Kaffee und vier ausgebreitete Fotos.

Dort saß eine Frau von sechzig Jahren, Beatrice, die dreißig Jahre als Ärztin gearbeitet hatte und nun im Ruhestand war. Sie hatte zwei Kinder, Elia und Mariadea, eine dreijährige Enkeltochter, Lea, und einen Mann, Livio, der seit seiner Erkrankung nicht mehr zu existieren schien.

Beatrice war allein und in Gedanken versunken, begleitet nur von einem Zittern im Bein, das immer beharrlicher wurde – das einzige Ventil für ihre Unruhe, die sich erst legte, als auf dem Handy Camillas Nachricht erschien: »Ich bin unten.«

Es war halb neun, Beatrice saß seit zehn nach acht so da und hatte es jetzt, da es endlich Zeit war, sich das wenige Gepäck für die Reise zu schnappen, überhaupt nicht mehr eilig. So wirkte es jedenfalls, der Trägheit nach zu urteilen, mit der sie den Kaffee, den sie nicht getrunken hatte, ins Spülbecken goss, die Tasse gründlich abwusch, anstatt sie in den Geschirrspüler zu stellen, und sich schließlich die Hände abtrocknete.

Doch als sie nach dem Koffer griff und sich zum Gehen wandte, waren ihre Schritte wie die einer zum Tode Verurteilten, und die gespielte Ruhe verschwand.

Nicht die Reise und das, was sie erwartete, machten ihr zu schaffen, sondern die seit vier Jahren erstmals abgelegte Routine, mit der sie tagtäglich den immergleichen Trott wiederholte, ohne eine Abweichung in Betracht zu ziehen, nur damit sie sich einreden konnte, die volle Kontrolle über ein Leben zu haben, von dem sie nicht mehr wusste, wohin es führte.

Jeden Morgen aufwachen und, nur um ein bisschen Gesellschaft zu haben, den Fernseher einschalten, noch bevor sie sich das Gesicht gewaschen hatte; Frühstück machen und sich zwingen, den Tisch zu decken, um nicht einer Abkehr von der Welt

nachzugeben, die ihr den Gedanken nahelegte, dass nichts mehr einen Sinn hatte. Das Tischtuch glattgestrichen, der Teelöffel rechts, die Zuckerdose links, die Tasse zusammen mit den Keksen in der Mitte, alles mit einer Sorgfalt drapiert, die sie eigentlich nur für Gäste aufwandte. In Ruhe essen, damit die Zeit verging, während Mara, ihr Australischer Schäferhund, zwischen ihren Füßen herumschwänzelte.

Alles immer gleich.

Nach dem Frühstück - erst wenn die Uhr über dem Fernseher wenigstens auf zehn stand - füllte sie Wasser in die Gießkanne und goss die Blumen, denn zu verhindern, dass sie verwelkten oder von einer Krankheit befallen wurden, gehörte zu den wenigen Dingen, durch die sie sich noch nützlich fühlte. Mit wirrem Haar, den Schlaf noch in den Augen, ging sie ins Bad und duschte mindestens eine halbe Stunde. Jeden Morgen stellte sie sorgfältig, wie zu einer wichtigen Verabredung, ihre Garderobe zusammen und ging mit Mara in den Park, nachdem sie ihren zweiten Kaffee in der üblichen Kaffeebar getrunken hatte. Seit vier Jahren derselbe Park zur selben Uhrzeit mit denselben Leuten,

an die sie noch nie ein Wort gerichtet hatte. Wenn sie Mara wieder nach Hause gebracht hatte, nahm sie ihr Fahrrad und fuhr zu ihrem Mann. Kurz bevor sie das Pflegeheim betrat, spürte sie unwillkürlich stets einen Funken Hoffnung und dachte, dies könnte endlich der Tag sein, an dem Livio sie wiedererkennen würde. Stattdessen überwältigte sie, sobald sie durch die Tür war, jeden Tag die harte, unabänderliche Realität der Krankheit und schnürte ihr die Kehle zu.

Sie blieb eine halbe Stunde in jenem Zimmer, und wenn sie grußlos wieder ging, fragte sie sich jedes Mal, warum sie überhaupt gekommen war.

Vor dem Mittagessen hatte sie zwei Optionen, immer die gleichen: Camilla besuchen oder in irgendeinem Buchladen die Zeit damit totschlagen, Bücher durchzublättern, die sie dann nicht kaufte. Sie hatte noch jede Menge zu lesen, aber sie las nicht mehr. Sie konnte es nicht mehr, konnte sich nicht mehr konzentrieren, und das machte sie nervös. Sie geriet mit den Seiten durcheinander, mit den Zeilen, mit den Wörtern und musste immer wieder von vorn anfangen. Für einen Absatz brauchte sie

eine Stunde, für ein Kapitel Wochen, für ein Buch Monate. Der kleinste Anlass genügte, und ihre Phantasie klammerte sich an einer Erinnerung fest, die mit ihr und Livio zu tun hatte. Darum hatte sie aufgehört zu lesen.

Manchmal aß sie mittags mit Camilla, manchmal allein, und manchmal vergaß sie das Essen, doch immer um drei holte sie Lea vom Kindergarten ab und nahm sie zum Mittagsschlaf mit zu sich nach Hause. Im Frühling, zu Beginn des Sommers oder an sonnigen, nicht zu frostigen Herbsttagen gingen sie in den Park. Wenn es kalt war, flüchteten sie in ein Schwimmbad oder in ein Einkaufszentrum, wo sie Kleidchen und Schuhe kaufte, von denen Dea, wie sie sagte, nicht mehr wusste, wohin damit.

Wenn sie nicht auf Lea aufpassen musste, ging sie ins Gartencenter oder in den Supermarkt, um Obst und Gemüse zu kaufen, das sie dann nicht aufbrauchen konnte und wegwarf. Jeden Tag vor dem Abendessen kehrte sie in dem Weinlokal bei ihr um die Ecke ein, nachdem sie Lea nach Hause gebracht hatte, trank ein paar Gläser und ging dann hoch, um Essen zu machen.

Der Sonntag unterschied sich von den übrigen Tagen, war aber nicht anders als die anderen Sonntage. Am Nachmittag ging sie einkaufen und wartete dann wie üblich zum gemeinsamen Abendessen auf ihre Kinder.

Die Tage endeten unweigerlich mit ihr auf der Couch und Mara an ihrer Seite vor dem laufenden Fernseher, zu dem sie nicht hinschaute, weil sie immerfort grübelnd ins Leere starrte, bis sie Kopfschmerzen bekam und sich entschloss, ihn abzuschalten. Sie ging ins Bad, zog sich aus, schlüpfte in den Schlafanzug und betete mit dem Kopf auf dem Kissen, dass sie wenigstens an diesem Abend ohne Schlaftabletten auskommen möge.

All das ließ sie zu Hause zurück, als sie die Tür hinter sich schloss, und deshalb hatte sie Angst: Sie war noch nicht soweit.

Am Naviglio war es still – jemand joggte, jemand führte seinen Hund aus, und ein alter Mann kam mit der Zeitung unterm Arm nach Hause –, aber mit dieser Stille war es vorbei, als Beatrice auf die Straße trat und ihr Rollkoffer übers Pflaster holperte, so dass sich der Besitzer der Bar, in der sie sonst

ihren Kaffee trank, nach ihr umdrehte, ihr zuwinkte und ihr ein schönes Wochenende am Meer wünschte. Doch Beatrice fuhr nicht ans Meer.

Camilla wartete im Auto auf sie und betrachtete etwas durch die Windschutzscheibe – den Himmel vielleicht oder Petunien auf einem Balkon –, und als sie die Autotür öffnete, erkundigte Beatrice sich sofort nach Mara, von der sie sich am Abend zuvor getrennt hatte, um das Gewinsel und die endlosen Liebkosungen beim Abschied zu vermeiden. Mehr sagte sie nicht während der ganzen Fahrt, und am Bahnhof war es kaum anders. »Willst du eine Zeitung?« und »Bis bald« waren die einzigen Sätze, die sie sagte, und zwischen beiden vergingen vierzig Minuten.

Als auf der Anzeigetafel die Gleisnummer ihres Zuges erschien, benahm sich Beatrice plötzlich wie auf der Flucht.

»Bis bald«, sagte sie und wandte sich um, mit dem von der schlaflosen Nacht steifen Hals, um dann in einer Reisegruppe aus dem Osten zu verschwinden, ohne Camilla Zeit für eine Antwort zu lassen.

Im Zug wirkte sie wie an einen feindlichen Ort

verschlagen, den finsteren Blicken nach zu urteilen, die sie den wenigen Mitreisenden zuwarf und die ausschließlich ein übertriebenes Misstrauen verrieten. Mit diesem Misstrauen klebte sie an ihrem Sitz und rührte sich zwei Stunden nicht von der Stelle, obwohl Rücken, Hüfte und Nacken schmerzten.

So eine Frau war Beatrice nie gewesen, sie war es geworden, um in den Augen der Leute unsichtbar zu sein: niedriger als Gras, stiller als ein See.

Die Sonne zog schräg oben ihre Bahn, der Zug ließ Häuser, Bauernhöfe und Landschaften hinter sich, Fahrgäste stiegen aus und ein, aber sie bemerkte nichts außer den Kalkflecken am Fenster.

Sie ließ sich auf kein Gespräch ein, als hätte es die Reise verlangsamen können, und löste den Blick erst von der Landschaft, als der Schaffner kam. Sie starrte ihn an, als wüsste sie nicht, wer er war, doch dann zeigte sie ihm den Ticketausdruck und schaute wieder aus dem Fenster auf die grobkörnige Sandfläche, das hüpfende Meer und die fernen, vom Dunst gekappten Berge.

»Dauert es noch lange?«, fragte sie.

Der Mann sah auf die Uhr. »Wir haben ein paar

Minuten Verspätung, aber in einer halben Stunde sind Sie am Ziel«, sagte er, wobei er sich bemühte, das unentwegte Klingeln ihres Handys zu übertönen.

Ohne auf die Worte des Schaffners zu achten, stand sie auf, ging zur Toilette und schüttelte den Kopf, wie um ihre Gedanken loszuwerden. »Hallo?«, rief sie und fürchtete, die Silben könnten an ihrem Gaumen klebenbleiben.

»Ciao, Mama.«

»Ciao, Dea.«

»Seid ihr schon angekommen?«

»Nein, wir sind noch im Zug.« Beatrice wartete auf eine Antwort ihrer Tochter, dann sprach sie weiter: »Wir müssten gleich da sein.«

»Wie ist das Wetter?«

»Erst war es ein bisschen bedeckt, aber jetzt scheint die Sonne.«

»Ich habe mir den Wetterbericht angesehen. Ihr habt ein schönes Wochenende vor euch. Was sagt Camilla?«

»Nichts, ihr ist ein bisschen langweilig.«

»Und dir nicht?«

- »Nein.«
- »Bedrückt dich etwas?«
- »Nein.«
- »Wirklich nicht?«
- »Nein.«
- »Und warum klingt deine Stimme dann so?«
- »Ich bin bloß ein bisschen müde, und der Nacken tut mir weh.«
 - »Hast du nicht gut geschlafen?«
 - »Nein.«
 - »Hast du die Rohypnol nicht genommen?«
 - »Nein, Dea.«
- »Aber du musst schlafen, Mama. Das tut dir sonst nicht gut.«
 - »Ich weiß.«
- »Ach, Mama, zeig mal ein bisschen Begeisterung! Papa kommt ein paar Tage auch ohne dich zurecht, du wirst schon sehen.«
 - »Wollen wir es hoffen.«
- »Ich bin so froh, dass ihr ans Meer fahrt. Es ist schon viel zu lange her, seit du dir mal Zeit für dich genommen hast. Immer bist du mit Papa in diesem Zimmer gefangen.« Beatrice hörte die Freude in der

Stimme ihrer Tochter.

»Ja«, sagte sie verlegen.

»Schon gut, ich verstehe. Ich lass dich jetzt in Ruhe.«

»Entschuldige, Dea, aber wir sind fast da.«

»Okay, also dann, bis bald. Grüß mir Camilla.«

»Und du gib Lea einen Kuss von mir.«

Beschämt kehrte sie zu ihrem Platz zurück, als würden die anderen Reisenden nur darauf warten, sie für ihre Lügen zu verurteilen – höfliche, leise Menschen in gesetztem Alter, die die Hitze der Stadt hinter sich ließen und, tatsächlich, ans Meer fuhren. Beatrices Verlegenheit war so groß, dass sie sich nicht mehr hinsetzte und nur noch schnell aus dem Abteil wollte, um an der Tür von Wagen Nummer vier die Ankunft des Zuges abzuwarten.

Die letzten Minuten schienen überhaupt nicht vergehen zu wollen, und je langsamer die Zeit verrann, umso heftiger stieg die Angst vor dem Scheitern wieder in ihr auf, eine latente Angst, die eine Weile in ihrem Körper geschlummert hatte – in den Gelenken, in den Knien, in den Knöcheln – und nun verhinderte, dass sie fest auf den Beinen stand.

Endlich verzweigten sich die Gleise, Bahnsteige tauchten auf und auf den Bahnsteigen Menschen, zunächst vereinzelt, dann in immer dichteren Gruppen, bis der Zug mit einem letzten Ruck zum Stehen kam.

Ein Signalton ging dem Öffnen der Türen voraus. In dem Moment wurde Beatrice klar, dass ihr ganzes Vorhaben vollkommen absurd war. Sie war so überzeugt davon, dass sie am liebsten nicht mehr ausgestiegen wäre. Aber dann nahm sie die erste Stufe, danach die zweite, und auf der dritten holte sie tief Luft, obwohl ihr die Hitze, doch vor allem ihre Angst die Kehle zuschnürten.

Nun konnte sie nicht mehr zurück.

... Hat Ihnen die Leseprobe gefallen? Dann übermitteln Sie uns bis zum 31.05.2024 Ihre Meinung an presse@bernstein-verlag.de
Unter allen Einsendungen verlosen wir 3 Exemplare des Romans zum Weiterlesen!

Folgen Sie uns auch in den sozialen Netzwerken: facebook und twitter: @bernsteinverlag instagram: @bernstein.verlag





Karin Krieger ist in Berlin geboren und Literaturübersetzerin aus Passion. Sie studierte Romanistik an der Humboldt Universität zu Berlin und widmet sich seit mehr als 30 Jahren der italienischen und französischen Literatur. Zu den von ihr übersetzten Autorinnen und Autoren gehören u.a. Elena Ferrante, Claudio Magris, Andrea Camilleri, Alessandro Baricco. Karin Krieger war mehrfach Stipendiatin des Deutschen Übersetzerfonds und erhielt 2011 den Hieronymusring für besondere Leistungen in der literarischen Übersetzung. eit vier Jahren verbringt Beatrice ihre Tage damit, ihren an Alzheimer erkrankten Mann Livio zu versorgen. Seit er sie nicht mehr erkennt, ist sie in einem Limbus gefangen, aus dem sie keinen Ausweg findet: Einerseits möchte sie für ihn da sein, andererseits das Handtuch werfen und sich ein neues Leben aufbauen. Eines Tages kontaktiert sie die Eigentümerin eines Hauses in Ligurien, das Livio beruflich genutzt hatte, um ihr einige Dinge zu übergeben, die sie dort gefunden hat. Beim Öffnen des Pakets wird Beatrice mit Fragen konfrontiert, auf die ihr Mann keine Antworten mehr geben kann. Um weiterleben zu können, muss sie sich der schwersten Aufgabe stellen, die man einer Frau abverlangen kann, die noch immer liebt.



Alessandro Aino Bis dass die Erinnerung euch scheidet

Roman

Aus dem Italienischen von Karin Krieger

290 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, Fadenheftung 25 € ISBN 978-3-945426.75-3